Blätter
für
Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Mittwoch den 30. Oktober 1839.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.) № 87.

Der Vertrag.

Novelle von Dr. H. Meynert.

Der Morgen des 10. Novembers 1653 zeigte die sonst so lebendige und geräuschvolle Stadt Neapel in einem traurigen, trüben Lichte, das seltsam gegen die klare Heiterkeit des Himmels abstach. Die Menge verlief sich schweigend, die Gewölbe wurden eilig geschlossen; von Zeit zu Zeit sah man Frauen an den Fenstern erscheinen, die Vorübergehenden bange mustern und dann die Läden vorsichtig heranziehen, als wollten sie dem Lärm draußen den Eingang wehren. Die Bekannten traten geheimnißvoll an den Straßenecken zusammen, und fragten einander durch Blicke und antworteten durch Kopfschütteln. Rotten spanischer Reiter streiften stolz über die Plätze; wo sie erschienen, zerstreuten sich schnell die Gruppen der Neugierigen. Dennoch gab es unter der bestürzten Menge auch keckere oder gleichgültigere Leute, welche in ziemlicher Ruhe den Sturm erwarteten, sich nur langsam, und ohne der Gefahr den Rücken zu kehren, zurückzogen; dies waren Matrosen, Bettler und Lazaroni, jene drei Elemente des neapolitanischen Volkes, welche im Augenblicke des Kampfes immer moralische und zeitgemäße Waffen auffinden, um der öffentlichen Gewalt Widerstand zu leisten, und nach dem Handgemenge eben so leicht ein Asyl sich ersehen, sey es das Hospital, das weite Feld oder das Meer. Stark durch ihre Trägheit, ließen sich diese Menschen Schritt vor Schritt zurückdrängen, die Arme gekreuzt, ohne Murren und ohne Widerstand.

Während die ganze Stadt in dumpfer Gährung sich befand, herrschte im Pallaste des Statthalters Freude und Wohlbehagen. Die spanische Fahne blähte sich auf den beiden viereckigen Thürmen, welche das Thor des Palazzo-Vecchio einschließen, Siegesfanfaren schmetterten unter den, durch Don Pedro von Toledo erbauten Schwibbogen, schwerfällige, mit Wappen bemalte Karossen rasselten durch den Hof.

Dom Inigo Velez de Guevara y Tassis, Grand von Spanien und Statthalter von Neapel, dem einmal die kleinlichen Verhältnisse der Pallasttreppe mißfielen, ließ in seiner stolzen Laune den rechten Flügel seines Pallastes niederreißen und entwarf eigenhändig seinem Architekten den Plan einer so fabelhaften riesigen Treppe, daß die Neapolitaner, betroffen über dieses Beginnen, einander fragten, ob der Statthalter nicht vielleicht die Hälfte der Stadt sich aneignen werde, um sich einen Pallast nach den Verhältnissen einer so kolossalen Baukunst aufzurichten.

Dieser Zug rücksichtslosen Hochmuthes mag uns eine Vorstellung von dem Charakter dieses Mannes geben, der ein Gemisch grausamer und niedriger Leidenschaften bildete. Nach Neapel gesendet in einer Zeit der Gährung und bürgerlichen Zwietracht, hatte er durch energische Maßregeln die Parteien zur Ruhe verwiesen; leider aber ließ er, diese Momente der Erschöpfung und Abspannung, welche immer der Aufregung und dem wahnsinnigen Schwindel der Revolution folgen, benutzend, alle Häuser, welche seinem Pallaste nahe standen, niederreißen und sonderte letzteren ab, gleich einer Festung, verlegte die Garnison in die bewohntesten Theile der Stadt und wandelte die öffentlichen Gärten in Kasernen um. Nachdem er mit diesen Vorsichtsmaßregeln zu Stande gekommen, herrschte er mit eiserner Willkür und beutete die Stadt gewissenlos aus.

Ungemessene Siegesfreude trat heute bei ihm an die Stelle der Angst und Furcht. Kaum hatte er vernommen, daß die unruhigen Auftritte keine ernstlichen Folgen gehabt hatten, als er in prachtvoller Kleidung, leuchtend von Gold und Edelsteinen, die linke Hand auf den Knopf seines Degens gestützt, finsteren und stolzen Blickes im Saale seines Pallastes auf und ab ging.

Der Eintritt einer fremden Person störte ihn in seinen feindlichen Betrachtungen. Der Mann, welcher sich jetzt zeigte, war fast ganz kahl, obschon sein außerordentlich feurig und lebendiges Aussehen ihn nicht über vierzig Jahre schätzen ließ. Leichte Falten durchfurchten seine edle und erhabene Stirn; ein stehendes, unbewegliches Lächeln zog unmerklich seinen Mundwinkel in die Höhe. Eine sonderbare Mischung knechtischer Unterwürfigkeit und bitterer Ironie, undurchdringlicher List und kindlicher Aufrichtigkeit, geheimen Schmerzes und unbändiger Freude, gab seiner Erscheinung einen seltsamen Ausdruck; man erblickte in ihm zwei verschiedene Gesichter hinter einer durchsichtigen Maske. Er trug äußerst einfache spanische Kleidung und näherte sich, den Hut in der Hand, mit festem, lebhaftem Schritte, wie Einer, der sich bewußt ist, daß seine Ankunft mit Ungeduld erwartet wird.

„Wie steht es, Diego," fragte der Statthalter, seinem Günstlinge einen Handgruß zuwerfend, „haben wir die Unruhestifter?"

„Ja, gnädiger Herr," erwiederte der Vertraute mit triumphirendem Tone; und nach einer Pause, während er dem Gebieter die Freude über diese wichtige Nachricht zu genießen Zeit ließ, fuhr er fort: „wir haben den Schreiern die Mäuler gestopft. Aber die wahren Ursachen der Verschwörung sind nicht im Volke zu suchen; ihre Wurzeln gehen von einem Guise und Mazarin aus, und ich glaube dem Gange dieser Ränke auf der Spur zu seyn."

„Ha!" rief der Statthalter mit dem Tone stolzer Freude.

„Seit einiger Zeit," fuhr Diego fort, „hegte ich unbestimmten Verdacht gegen eine junge Fremde, welche im vergangenen Winter in dieser Stadt ankam. Das geheimnißvolle Dunkel, in welches sie alle ihre Handlungen hüllte, die außerordentliche Sorgfalt, welche sie aufzubieten schien, um sich vor allen Blicken zu verbergen, brachte mich auf den Gedanken, daß sie in geheimer Korrespondenz mit Guise oder mit einem andern Feinde stehen könne. Niemand kannte den Namen, noch den Stand, noch das Vaterland der Fremden. Sie besuchte

täglich die Kirche dell'Incoronata, aber immer verhüllte sie ein langer Schleier vom Kopfe bis zum Fuße."

„Und wo wohnt sie?" fragte der Statthalter, der über die Erzählung seines Kundschafters betroffen schien.

„Nahe bei S. Paola maggiore."

„Unmöglich!" rief der Statthalter, als ob er sich selbst eine geheime Frage beantworte.

„Sollten Eure Herrlichkeit zufällig die junge Fremde kennen, von welcher ich zu sprechen die Ehre habe?" fragte Diego mit argloser Miene.

„Ich sage nur," entgegnete der Statthalter lebhaft, „daß ein Mädchen, schwach und ohne Stütze, unmöglich gegen den Frieden eines Reiches sich verschwören könne. Hast Du nicht wenigstens haltbare Beweise, um Deine Meinung zu unterstützen?"

„Ich muß Eurer Herrlichkeit bekennen, daß alle meine Nachforschungen bisher fruchtlos waren. Noch gestern war es mir unmöglich, ihren Namen zu erfahren, und mir gelang nur, dieses Portrait in meine Hände zu bekommen, welches, wie gesagt, das ihres Vaters ist."

Wie von einer Schnellkraft getrieben, streckte der Statthalter hastig seinen Arm aus, und bemächtigte sich hastig des Bildnisses. Erst nachdem er es aufmerksam betrachtet hatte, schien er zu bereuen, daß er zu viel Ueberraschung an den Tag gelegt hatte.

„Das ist allerdings das Bild eines bejahrten Mannes," sagte er ruhig und verbarg es unter seinem Kleide. — „Fahre fort, Diego!"

„Alle Nachrichten, welche ich mir über diese geheimnißvolle Person verschaffen konnte, waren günstig. Seit sie diese abgesonderte Wohnung bezogen, ist kein Blumenstrauß nach ihren halbgeöffneten Jalousien geflogen, keine Nachtmusik hat die Ruhe der Nachbarschaft gestört, kein Page hat ihr parfumirte Briefe oder prächtige Fächer überbracht. Nur hat man vor vierzehn Tagen einen Mann, in einen schwarzen Mantel gehüllt, den breiten Hut tief in das Gesicht gedrückt, um das Haus herumstreifen sehen; wie es scheint, ist er jedoch so spröde behandelt worden, daß er nicht weiter gewagt hat, sich sehen zu lassen."

„Ich sehe nicht ein," sagte der Statthalter spöttisch, „in welcher Beziehung dieses Geplauder mit den Urhebern der Unruhen stehen soll."

„Ich werde mich bestreben, kurz zu seyn, gnädiger Herr. In vergangener Nacht ist eine Galeere vor Capri gesunken, die ganze Mannschaft ist dabei umgekommen; ein einziger Mann, der, mit einer Schachtel, die ihm um den Hals hing, sich schwimmend zu retten versuchte, konnte durch eine Barke von Pozzuoli noch im rechten Augenblick aufgefischt werden, als er, nach fruchtlos erschöpfter Kraft und Geschicklichkeit, schon dem Versinken nahe war. Dieser Mann, mindestens sechszig Jahre alt, aber stark und kraftvoll wie ein Jüngling, hat, bevor er sich im Capo Miseno einschiffte, einen Ring von beträchtlichem Werthe von seinem Finger gezogen und ihn den Fischern zur Belohnung gegeben, die ihn gerettet. Wie eifrig auch alle meine Leute den Gegner verfolgten, so ist es dennoch unmöglich gewesen, seine Spur aufzufinden. Selbst diejenigen meiner Kundschafter, welche sonst die beste Witterung haben, sind diesmal irre geführt worden. Plötzlich, in Folge eingegangener Anzeigen, glaubten wir ihn bei der jungen Fremden wiedergefunden zu haben."

„Nun?" fragte der Statthalter in höchster Angst.

„Gnädiger Herr!" erwiederte Diego frostig, „wir fanden leider Niemand, als einen sehr schönen jungen Mann von höchstens fünfundzwanzig Jahren, der obendrein unverschämt genug war, uns zu allen Teufeln zu senden."

Dom Jaigo Velez de Guevara zog die Augenbrauen so fürchterlich zusammen, daß Diego drei Schritte zurückwich; seine Wangen wurden plötzlich bleich und erdfahl, wie die eines Leichnams von mehreren Wochen, seine Augen flammten, wie Kohlen eines Schmelzofens, und seine Zähne klapperten, wie die der Verdammten, welche Dante kopfüber in den ewigen Eispfuhl gestürzt hat.

„Gnädiger Herr!" fügte Diego hinzu, bestürzt über die Gemüthsbewegung seines Gebieters, für welche er keinen andern Beweggrund, als die Langsamkeit seiner Erzählungsweise errieth; „die beiden Liebenden sind verhaftet. Der junge Mann gehört einer der ersten Familien Neapels an, und wir fanden bei ihm einen vollständigen Briefwechsel mit dem Herzog von Guise. Was die junge Sennora betrifft, so hat sie verlangt, sich Euch zu Füßen zu werfen, hoffend, das Herz Eurer Herrlichkeit zu rühren."

„Führt mir diesen Elenden her!" schrie der Statthalter mit donnernder Stimme, so gut ihn der Zorn die Worte articuliren ließ.

Sogleich öffnete sich eine Thür, und der junge Mann erschien in Mitte der Wachen. Sein ruhiges Antlitz, von braunen, leicht gelockten Haaren beschattet, stach seltsam gegen die wuthentstellten Züge des Statthalters ab. Seine hellblauen Augen wendeten sich mit unbeschreiblicher Ruhe nach der grimmigen gefurchten Stirn des Velez. Seine zarte Hautfarbe, die Zierlichkeit seines Wuchses, der edle Bau seiner Glieder, wurden durch ein dunkelgrünes sammetnes Wamms und durch ein gleichfarbiges, mit einer Feder geziertes Barett noch mehr hervorgehoben. Seit sechs Jahren war er mehrere Länder durchreiset, ohne sich jemals von seiner Gattin zu trennen, die er mehr, als sich selbst, mehr, als seine eigene Mutter liebte, und es geschah jetzt zum ersten Male, daß bewaffnete Männer in das Geheimniß seines Aufenthaltes drangen. Erzurnt über diesen Mißbrauch der Gewalt, fürchtete er Nichts weiter, als das Aufsehen und die Oeffentlichkeit; denn das Bewußtseyn seiner Unschuld, und der hohe Rang, den seine Familie einnahm, ließen keine ernsteren Besorgnisse in ihm aufkommen.

„Du also, Unseliger," sagte Velez, indem er ihm einen giftigen Blick zuschoß, „hast Dich des Hochverrathes schuldig gemacht?"

„Dom Velez," erwiederte der Gefangene würdevoll, „ich nenne mich Ramiro, Graf Monteforte, stamme aus einer eben so alten und berühmten Familie wie Ihr, und Ihr habt weder das Recht, mich zu beleidigen, noch mich zu richten."

„So? Ich bin also nicht befugt, Euch zu richten, mein hochedler Herr," sagte der Statthalter, höhnisch lächelnd; „Ihr sollt vor einem Tribunale von Euresgleichen erscheinen. Das ist in der Ordnung, und ich will durchaus nicht den Privilegien Eures Standes zu nahe treten. Doch da ich, als oberster Chef des Gouvernements, diejenigen Maßregeln nehmen muß, die ich für die Sicherheit der, meiner Obhut anvertrauten Staaten nöthig erachte, so wird es Euch belieben, auf die Fragen zu antworten, welche ich an Euch stelle; Ihr würdet mich sonst zwingen, wirksamere Mittel anzuwenden, um Euch zum Reden zu bringen."

„Ihr möchtet mich gern erschrecken, Dom Velez," entgegnete Monteforte mit verächtlichem Lächeln; „sparet Eure Schreckniße für Die auf, welche feig genug sind, Euch zu fürchten. So jung ich bin, habe ich doch schon zu viele Eures gleichen gesehen, die, nachdem sie Glanz und Hoheit geübt, in schmählicher Ungnade endeten, als daß mich Eure Drohungen erschüttern könnten. In einer Stunde wird der Adel Euch Rechenschaft über meine gewaltthätige Verhaftung abfordern, und Ihr werdet Euch dann nur zu glücklich schätzen, nicht ein Haar meines Hauptes angetastet zu haben."

Velez biß sich die Lippe blutig; seine Hand faßte nach dem Degengefäße, um schnelle Rache zu üben; aber plötzlich von einem anderen Gedanken erleuchtet, bemeisterte er mit unerhörter Anstrengung seinen Zorn und begnügte sich, mit erstickter Stimme zu antworten:

„Wenn ich nicht Mitleid mit Eurer Unerfahrenheit und Eurem Irrthume hätte, so würde ich Euch die tollen Worte bereuen lassen, die Ihr auszusprechen wagt. Aber es handelt sich in diesem Augenblicke nicht um Euch, denn Ihr seyd im Fieber und im Irrwitze. Ihr sollt mir nur erklären, in welchen Beziehungen Ihr zu einem Mädchen steht, welches eines Briefwechsels mit den Feinden des Staates angeklagt ist. Bedenkt, daß von der

Wahrheit Eures Bekenntnisses das Schicksal dieser Unglücklichen abhängt!"

„Mein Herr," sagte Monteforte mit bewegter Stimme: „das Mädchen, von welchem Ihr sprecht, ist unschuldig; dies ist Alles, was ich sagen darf. Das Uebrige ist ein Geheimniß, in welches Niemand das Recht hat, sich einzudrängen."

Velez errieth aus diesen wenigen Worten und aus der Art, wie sie gesprochen wurden, in welchem Grade Monteforte liebte und welche Qualen er ihm durch einen bloßen Argwohn bereiten konnte. Er empfand ein lebhaftes Gelüsten, dem Herzen des Jünglings, wenn auch nur für einige Augenblicke, jenes Gift einzuflößen, das ihn selbst verzehrte. Er gab den Umstehenden einen Wink, welche sich sogleich zurückzogen, und mit dem Gefangenen allein bleibend, näherte er sich ihm mit theilnehmender Miene.

„Armer Unbesonnener," sagte er zu ihm, „müßt Ihr die Ehre Eures Namens und die Ruhe Eurer Mutter auf das Spiel setzen, um eines Weibes willen, das, Eure blinde Leidenschaft mißbrauchend, sich verbrecherischen Umtrieben hingibt?"

„Diejenigen, welche das arme Kind bei Euch verläumdeten, haben es in ihre Seele hineingelogen!" schrie Monteforte, „und ich schwöre Euch bei der Asche meines Vaters, daß in diesem Lande kein Mann ihr Antlitz gesehen, ihre Worte vernommen hat."

„Ihr möget selbst urtheilen," antwortete Velez. — „Diego, führe die Angeklagte herein! — Ihr sollt sehen, daß die Dame Eures Herzens gerade über Eure Anwesenheit nicht so sehr erstaunen wird."

(Forts. folgt.)

Ole Bull.

Wir geben hier die Biographie des berühmten Violinvirtuosen Ole Bull, wie sie sich in der unlängst erschienenen Fortsetzung des „Conversations-Lexikons der Gegenwart" findet. Die darin vorkommenden Schicksale sind getreu erzählt, wie der Künstler selbst versicherte.

„Ole Bornemann Bull ist nächst Paganini jetzt unstreitig der berühmteste, eigenthümlichste Violinspieler, wenn gleich das Urtheil der Sachkundigen nicht unbedingt darin einstimmen will, ihn für den vorzüglichsten zu halten. Nächst seiner Kunst ist zugleich seine ganze künstlerische Organisation sehr merkwürdig. Bull wurde zu Bergen in Norwegen am 5. Febr. 1810 geboren. Schon früh entwickelte sich sein musikalisches Talent, und bereits in seinem sechsten Jahre war er im Stande, in einem Quartett von Pleyel mitzuwirken. Sein Vater bestimmte ihn indessen dem geistlichen Stande; er mußte die dahin einschlagenden Vorstudien machen und diese bis zum Jahr 1828 auf der Universität zu Christiania fortsetzen. Die Ausübung der Musik wurde ihm dabei, wenn nicht völlig untersagt, doch sehr erschwert. Trotzdem war seine Fertigkeit auf der Geige allgemein gekannt, und als zu Christiania der Musikdirektor des Orchesters plötzlich erkrankte, bat man Bull, ihn für den Abend zu ersetzen, was er mit solchem Glanz und Erfolg that, daß ihm, als jener Direktor wenige Tage darauf starb, dessen Stelle übertragen wurde. Diese glückliche Wendung bestimmte ihn, sich ganz der Musik zu widmen. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien trieb ihn die Begeisterung für Ludwig Spohr nach Kassel, wo er jedoch einen äußerst kühlen Empfang fand. Die excentrische Lebhaftigkeit seines Charakters, die unstreitig eine innere Bedingung seines künstlerischen Wesens bildet, ihn von den Bahnen aller im gewöhnlichen Geleis des Lebens schreitenden Naturen weit entfernt und auf die eigenthümlichsten Wege treibt, ließ ihn auch hier gleich einen äußersten Entschluß fassen, nämlich den, der Musik ganz zu entsagen, und die Rechte zu studiren, und um dieses auszuführen, begab er sich nach Göttingen. Die Feindschaft gegen die Kunst, die ihm Spohrs abstoßende Weise eingeflößt hatte, dauerte jedoch nicht lange. Ein großes in Minden zum Besten der Armen veranstaltetes Concert weckte den mächtigen Trieb auf's neue; er eilte dahin, um mitzuwirken, und spielte zum Staunen aller Hörer. Doch das stürmische Wesen seines Charakters beschränkte sich nicht auf künstlerische Verhältnisse allein, sondern er übertrug dasselbe auch auf die Beziehungen des Lebens. Er gerieth in Minden mit einem der Theilnehmer des Concerts in Streit; es folgte ein Duell; Bull verwundete seinen Gegner tödtlich und sah sich zur Flucht genöthigt. Diese trat er in so übereilter Hast an, daß er, ohne alle Geldmittel, nur durch die Hülfe einiger Reisenden, die er in dem Postwagen kennen lernte, über Hamburg nach Kopenhagen gelangen konnte. Hier fand er Freunde, die ihm in seiner bedrängten Lage beisprangen, und wurde durch sie in den Stand gesetzt, nach Christiania zurückzukehren. Seine Vaterstadt nahm ihn mit großer Freude auf, seine Stelle im Orchester ward ihm wieder übertragen, und lauter Jubel begrüßte ihn, als er seinen Sitz zum erstenmal wieder einnahm. Doch ließ es ihm nicht lange Ruhe; die Kraft seines Talents sprach die Forderung öffentlicher Anerkennung immer drängender und treibender aus. Er durchreiste Norwegen, ließ sich überall hören und schiffte sich zuletzt von Drontheim nach Bergen ein. Bull schien vom Schicksal dazu bestimmt, daß sein Leben sich auf mancherlei Art ungewöhnlich gestalten solle. Das Schiff, auf welchem er sich befand, gerieth zwischen Eisschollen und hatte das furchtbare Schicksal, in dieselben so eingeklemmt zu werden, daß es nicht von der Stelle konnte. Schon war die Noth auf den höchsten Grad gestiegen, als ein milder Thauwind die starren Eismauern öffnete und so die Rettung gelang. Die Kunst empfing also ihren Günstling als ein neues Geschenk aus der Hand der wilden Naturkräfte zurück. Ein Jahr blieb Bull zu Bergen, dann ging er, 1832, nach Paris und traf dort gerade zu der Zeit ein, wo die Cholera am furchtbarsten wüthete. Der Sprache, der Sitten unkundig, überhaupt wohl ohne Blick und Gewandtheit für die verwickelten Lebensformen und Beziehungen einer so ungeheuern Stadt, mußte der einfache Norweger, der träumerische Künstler bald die Beute niedriger Verschlagenheit werden. Er wollte ein Concert geben, und hatte mit allen jenen fast unübersteiglichen Hindernissen, die Absicht und Zufall einem solchen Unternehmen entgegenzusetzen pflegen, zu kämpfen. Als er eines Abends nach Hause kommt, findet er seine Wohnung rein ausgeplündert, und sich so seiner Baarschaft und sämmtlichen Besitzthums beraubt, während der Wirth ihm erklärt, daß er die Wohnung anderweitig vermiethet habe. Ohne alle Bekanntschaft sah sich Bull durch dieses Verfahren in der That in äußerster Bedrängniß, und nachdem er drei Tage und drei Nächte Paris in Verzweiflung durchwandert, faßte er den schrecklichsten Entschluß, den er fassen konnte — den, sich das Leben zu nehmen. Er geht in der Frühdämmerung nach der Seine und stürzt sich hinab. Doch hat man ihn gesehen, und einige Frauen, die an den Waschbänken beschäftigt gewesen, ziehen ihn aus dem Wasser. Er ist bewußtlos; das Volk umringt ihn; die Polizei kommt hinzu. Jetzt erwacht er, und wird von Scham und Schauder über seine Lage so ergriffen, daß er sich plötzlich von einer energischen Kraft durchdrungen fühlt. Er rafft sich auf, theilt blitzschnell die Menge und ist, während diese noch starrt und staunt, vollen Laufes in den nächsten Gassen verschwunden. Endlich steht er still; er befindet sich in der Rue St. Martyr; der Name, der zu seiner Lage so eigen stimmt, erschüttert ihn wehmüthig. Er sieht sich um und entdeckt am Fenster eines bescheidenen Hauses einen Zettel, der zu vermiethende Wohnungen anzeigt. Ein geheimnißvoller Zug des Herzens leitet seine Schritte; er öffnet die Thür und steht vor einer trauernden Wittwe, die bei seinem Anblick einen unwillkürlichen Ausruf der Ueberraschung hören läßt. Bull entdeckt ihr schüchtern, in gebrochenem Französisch, seine Lage. Sie empfängt ihn wohlwollend, gerührt; denn — so glücklich hat sein guter Genius ihn geführt — sie hat vor kurzer Zeit ihren einzigen Sohn begraben, dem Bull merkwürdig

ähnlich sieht. Dieses Spiel der Fügungen entscheidet sein Schicksal; er wird wohl aufgenommen, Monate lang gepflegt, unterstützt, wie ein Sohn behandelt.*) Inzwischen macht er Bekanntschaften, hat Gelegenheit, sein Talent zu zeigen und dessen Werth erkennen zu lassen. Ein Sonderling von Musikliebhaber, der eine eigenthümliche Erfindung gemacht zu haben glaubt, der Geige durch gewisse Parfums einen schönern Ton zu geben, hält Bulls wundervollen Ton für die Folge seiner Entdeckung, und freut sich dieser Bestätigung so, daß er dem Künstler die Mittel bietet, ein Concert zu geben, in welchem dieser stürmischen Beifall gewinnt. Dieses Ereigniß, verbunden mit einem zweiten, rein künstlerischen, bildet die große Krisis seines Lebens, den Uebergang von unbekannter Dunkelheit des Daseyns zu dem Streben sich geltend zu machen, zu den höchsten, glänzendsten Lebensgipfeln der Anerkennung, des Ruhmes und der Erfolge. Jenes zweite Ereigniß ist — Paganini. Bull hört ihn und ist sprachlos vor Staunen und Entzücken. Nur so kann dieser Geist auf einen verwandten wirken. Der Künstler fühlt sich zugleich vernichtet und neu geschaffen; Alles, was er bisher geleistet und gethan, dieses Mitgehen auf der breiten, vielbetretenen Heerstraße der Virtuosität, ist nichts; Paganini hat eine neue Bahn durch unbekannte Regionen gebrochen — eine Bahn, die Niemand auf irdischen Füßen wandelt. Eine höhere Begeisterung muß demjenigen die kühnen Schwingen verleihen, der in das luftig-romantische Wunderreich emporbringen will. Doch Bull fühlt die verwandte hehre Kraft in sich, er fühlt, daß seine glühende Liebe die Göttin zur Gegenliebe entzündet; und nur mit dieser verleiht sie die Huld unsterblicher Gaben. So erkämpfte sich Bull seine jetzige Stellung in der Künstlerwelt, und nach dem innern Entwicklungsmoment gestaltete sich äußerlich sein Leben zu einer glänzenden Kette von Triumphen. Er durchzog die Schweiz, Italien (Triest, Venedig, Mailand, Bologna, wo er am Tage nach dem Concert Mitglied der philharmonischen Gesellschaft wurde, u. s. w.), Frankreich und England. In England spielte er über 300mal öffentlich, und erregte eine Begeisterung, welche Paganini's Erfolge noch weit übertraf. Im Jahr 1837 kam Bull nach Deutschland. Er entzückte in Hamburg und Lübeck, ging durch Berlin und Riga nach Petersburg. Doch fast in allen diesen Orten erregte er auch Unwillen und Klagen. Bald fand er sich nicht ehrenvoll genug aufgenommen, bald hatte er Streitigkeiten mit einzelnen Orchestermitgliedern oder dem Dirigenten, bald endlich erfüllte er gegebene Versprechungen nicht. Oeffentliche Blätter klagten ihn des Hochmuths und des Eigensinnes an, während andere ihn vertheidigten, und die Schuld theils auf die Umstände, theils auf die ungeziemende Art, mit der man ihm begegnet sey, schoben. Jedenfalls scheint es, daß es ihm schwer wird, Kunst und Leben in Einklang zu bringen. Am häufigsten mögen diese rauhen Mißklänge und Berührungen daher entstehen, daß die Welt eben so wenig die zarte und reizbare Organisation des Künstlers verstehen, achten und schonen mag, als dieser sich ihren Forderungen, die jede Eigenthümlichkeit ihren allgemeinen Gesetzen geopfert wissen will, nachgiebig zu fügen weiß. Achtungswerth ist Bulls Persönlichkeit gewiß, wenigstens liegen Zeugnisse der gebildetsten und einsichtigsten Kunstgenossen vor uns, die ihn für die seltsamste, aber liebenswürdigste Künstlernatur erklären, die ihnen je aufgestoßen sey. In seinem Spiel hat er sich nahe an Paganini angeschlossen, ohne jedoch seine eigenthümliche nordische Natur aufzugeben. Seine Mechanik ist aufs höchste vollendet, besonders aber sein Ton unnachahmlich schön und dem menschlichen Gesange nahe verwandt. Er bringt damit bei gewissen Nervenorganisationen eine Wirkung hervor, die ans Zauberhafte gränzt. Seine Compositionen sind weniger bedeutend; vielleicht bringt der immer aus tiefern Tiefen in ihm schöpfende Genius, der sein Innerstes noch nicht ganz herausgefördert zu haben scheint, auch in dieser Beziehung noch so Bedeutsames ans Licht, daß es seiner Höhe als ausübender Künstler, wenn nicht gleichkommt, so doch sich derselben würdig und verwandt zeigt. Auf alle Fälle müssen wir uns dagegen verwahren, diese außerordentliche Erscheinung bereits als eine abgeschlossene betrachtet zu haben."

*) Ole Bull hat sich später mit der Enkelin seiner Wohlthäterin, der Tochter eben jenes gestorbenen Sohnes, verbunden. Es ist die kleine zarte Französin, die den Künstler auf seiner letzten Reise begleitete.

Miszellen.

Unglück im Leben. — Der berühmte englische Schauspieler Mathews, dessen „Denkwürdigkeiten" eben erschienen sind, wurde, wie es scheint, mehr als andere Menschen von unglücklichen Ereignissen betroffen. Zuerst in Irland 1794 ertrank er fast (man könnte sagen: ganz, denn er fühlte alle Leiden eines solchen Todes) und wurde in völliger Bewußtlosigkeit aus dem Wasser gezogen. Im J 1801 fiel eine schwere Platform auf dem Theater auf ihn und er wurde für todt fortgetragen. Im J. 1803 warf ihn sein Pferd bei einer Revue ab, was gefährliche Folgen haben konnte. Im J. 1807 auf einer Jagdpartie sprang sein Gewehr, zerschmetterte ihm die Hand und er brauchte viele Wochen, ehe er völlig wieder hergestellt wurde. Im J 1814 stürzte er aus seinem Gig und wurde für sein übriges Leben lahm. Im J. 1817 mußte er in einem Gig einen steilen Berg hinunter, stürzte heraus und über den Kopf des Pferdes und wurde dabei arg zugerichtet. Im J. 1827 in einem schwimmenden Bade in Brighton drehte sich der „Lebenserhalter" um, und drückte Mathews auf das Gesicht nieder, so daß er bald erstickt seyn würde, wäre der Vorfall nicht von einem Herrn bemerkt worden, der Mathews aus der Gefahr befreite. Im J. 1829 fiel im Theater zu Plymouth ein schweres Coulissenstück ihm auf den Kopf und er wurde für todt fortgetragen. Vier Jahre später traf ihn dasselbe Unglück noch einmal in Davenport. Im J. 1833, als er von einem Spaziergang zurückkam, rannte ihn ein großer Hund über den Haufen und er stürzte mit dem Kopf heftig auf das Straßenpflaster. Wenige Wochen darauf, als er kaum wieder hergestellt war, rannte ein anderer großer Hund an ihn, daß er wieder fiel und sich die Hand verstauchte.

Ein neues und, wie versichert wird, zuverlässiges Mittel gegen den Biß von tollen Hunden wird in der russisch-agronomischen Zeitung bekannt gemacht. Es besteht aus dem Pulver einer getrockneten Pflanze, des **Lotus ornithopodioides**, welche in Wäldern und auf Wiesen vorkömmt und zu jenem Behufe mit Stengeln, Hülsen und Blüthen gesammelt und an einem schattigen Orte getrocknet, alsdann zu Pulver gerieben, gesiebt und in wohlverschlossenen Flaschen aufbewahrt wird. Bei der Anwendung wird zunächst die Wunde mit frischem Wasser ausgewaschen und alsdann ein Eßlöffel voll von dem Pulver, mit irgend einem Getränke vermischt, eingegeben. Eine zweite Dosis wird beim Eintritt des neuen Mondes gegeben, wenn der Biß während des Vollmonds stattgefunden, und eben so umgekehrt; die Erfahrung soll bewiesen haben, daß nie mehr als zwei Dosen nöthig waren. Auch gebissene Thiere werden auf diese Weise behandelt, nur mit dem Unterschiede, daß z. B. ein Pferd drei Eßlöffel voll, statt eines einzigen erhält. Das Mittel ist früher von einem gewissen Peters entdeckt worden, der daraus ein Geheimniß machte; ein Kavallerie-Offizier, Namens Passek, entdeckte unter dem Pulver, das Jener anwandte, einige Saamenkörner, säete dieselben aus und kam auf diese Weise zur Kenntniß der Pflanze, die dazu benutzt wird.

In dem Museum in Stockholm ist ein merkwürdiges Geschütz aufbewahrt, mit welchem die excentrische Christine, Königin von Schweden — nach was wohl? — zu schießen pflegte. Nach Geistern? Nein. Die Leser dürften es auch schwerlich errathen, ich will es also lieber gleich nennen, — nach Flöhen. —